

Über den Autor:

Robert Kisch ist das Pseudonym eines preisgekrönten deutschen Journalisten, einer sogenannten Edelfeder, hochdekoriert mit den wichtigsten deutschen Journalismuspreisen, Stipendien und Auszeichnungen. In der Wirtschaftskrise verlor er seinen Job und arbeitete daraufhin als Verkäufer in einem der großen Möbelhäuser Deutschlands. Nach der Veröffentlichung seines Romans »Möbelhaus« und seiner Freistellung reiste er durch Deutschland auf der Suche nach dem Glück.

ROBERT KISCH

GLÜCK

Ein Tatsachenroman

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Originalausgabe April 2016
Droemer Taschenbuch
© 2016 Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Antje Steinhäuser
Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München
Coverabbildung: plainpicture/Andreas Körner
Satz: Daniela Schulz, Puchheim
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-30538-6

2 4 5 3 1

*Die Göttin Großstadt hat uns ausgespuckt,
in dieses wüste Meer von Stein.
Wir haben ihren Atem eingeschluckt,
dann ließ sie uns allein.*

Wolfgang Borchert

Aus und ein

1

Heute ist der Tag meiner Kündigung.

Allerdings kann ich mir den Satz noch zehnmal in Gedanken vorsagen und werde ihn trotzdem nicht begreifen. Auch nicht beim elften Mal. Nicht in der Bedeutung, die er in Wahrheit trägt. Nicht in der Dramatik, die er offensichtlich besitzt. *Heute ist der Tag meiner Kündigung.* Wobei ich mir das Szenario in den letzten Wochen immer wieder ausgemalt habe, mit wechselnden Fantasiefiguren. Und letztlich verläuft alles doch ganz anders.

»Kaffee?«

»Gerne ...« Streng genommen habe ich seit zwei Monaten mit so einem Gespräch gerechnet.

»Wasser?«

»Gerne ...«

Die Erbin ist sehr intelligent. Und auch sehr nett. Wir stehen anfänglich noch herum, und ich habe fast das Gefühl, dass sie genauso verblüfft ist wie ich über diese bizarre Beliebigkeit unserer Sätze. Das ist so banal, unsere Begrüßung, unser Smalltalk.

»Jaaa ...«

Und ich habe beinahe das Gefühl, dass wir uns mögen. *Was nicht sein kann.* Weil Eulenberg, der mit seiner Einschätzung meist richtigliegt, immer betont, dass sie noch schlimmer sei als der Alte. Also muss ich davon

ausgehen, dass auch diese Form der Nettigkeit nur eine ausgeklügelte Form von Schauspielerei ist.

»Wir müssen wohl noch mal über Ihr Arbeitsverhältnis reden ...«, sagt sie.

Ich habe mich immer davor gefürchtet, dass alles auf-
fliegt. Weil es mir peinlich ist. Obwohl ich das Richtige
getan habe. Aber eine Folge dieser vermeintlichen Rich-
tigkeit ist ein Aktenordner. Und ein Tribunal.

»Es lag in der Luft«, entgegne ich und meine natürlich
nicht meine erwartete Kündigung und die hierfür einberu-
fene Zusammenkunft. Bis alle Anwesenden nicken. Weil
heute nämlich auch der Tag ist, an dem einer dieser äußerst
beliebten Fußballtrainer um seine Entlassung gebeten hat,
und alle sprechen davon. Sekündlich gibt es hierzu neue
Eilmeldungen. Ich reibe meine Hände und rieche dabei ei-
nen merkwürdigen Geruch, obwohl ich mir die Flossen
vor dem Gespräch noch gewaschen habe. Wie ein Radier-
gummi, denke ich, und reibe mir weiter die Hände und
überlege, ob es von der Rolltreppe gewesen sein könnte.

»Manchmal ergibt sich alles von selbst ...«

Mir gegenüber sitzt einer der Seniorbesitzer, außerdem
wie immer eine seiner Töchter, die irgendwann mal das
Sagen haben könnte, wenn sie denn wirklich will, und
ansonsten jemand vom Betriebsrat, der aber nicht spre-
chen darf. Oder möchte.

Und es geht um meinen Vertrag.

»Wie haben Sie sich das denn vorgestellt, Herr Kisch?
Wie soll es zukünftig weitergehen?«

Sie hat sich gut vorbereitet, die Erbin. So, wie man das
wahrscheinlich lernt in Management-Seminaren. Also
blättert sie in einer großen Mappe mit diversen undefi-
nierbaren Einlegeblättern, verschenkt ein sanftes Lächeln,
fast schon transzendent, und blickt abrupt nach oben.

»Keine Ahnung ...« Ich habe ein Buch geschrieben, das in der Branche für einen gewissen Wirbel gesorgt hat, und sie sorgt sich vor allem darum, dass dieser Wirbel möglichst bald wieder verebbt.

Verständlicherweise.

»Hätte ich einen Plan«, sage ich, »dann würde ich nicht hier sitzen.«

»Okay ...« Langgezogen, mit der Betonung auf dem letzten Ton.

Der Alte schweigt auffällig lange, als wolle er die Stimmung nicht zerstören, und auch er blättert mit ziellosen, langfingrigen Bewegungen in seinen Unterlagen. Augenblicklich wächst in mir der Wunsch, mir wieder die Hände zu waschen, was wohl an dem undefinierbaren Gummigeruch liegt, aber auch an dieser Blätterei, und an einer jahrelangen Angewohnheit. Pausenloses Händewaschen, sobald es unerträglich langweilig wurde in dem Möbelhaus, oder auch angespannt, erst einmal Händewaschen, denke ich. Um kurz rauszukommen. Durchzuatmen. Aus der Langeweile heraus: Händewaschen. Weil es sonst nichts zu tun gab.

»Wir werden schon eine Lösung finden ...«

Es herrscht eine freundliche Atmosphäre, wie man zu sagen pflegt. Wir alle sind freundlich. Weil alles klar ist, alles gesagt ist, aber gleichzeitig steht so eine Ernsthaftigkeit im Raum. Wie Schweißgeruch.

»Ich gehe davon aus, dass wir so etwas finden ...« Fast wie bei einer Beerdigung, denke ich. Aber wie bei einer Trauerfeier, wo man dem Verblichenen nicht besonders nahesteht.

»Wir möchten Ihnen einen Vorschlag machen ...«, sagt der Alte.

Jedes Wort ist mit Bedacht gewählt. Wir alle sind bemüht,

unsere Worte mit Obacht zu meistern. Ein bisschen Abfindung, ein bisschen Gutwilligkeit auf beiden Seiten, das Übliche. Der entscheidende Unterschied zwischen unseren Positionen ist, dass ich nichts mehr zu verlieren habe. Was soll mich denn noch schocken? Die angedrohte Kündigung? Der verlorene Ruf?

Und der zweite Unterschied besteht darin, dass ich keine Lust mehr habe, hier zu sitzen.

Ich schaue nach vorne.

Heute ist der Tag meiner Kündigung.

Ich würde am liebsten gar nichts sagen. So ein Schweigen, das die Verzweiflung aufzwingt, um ihre Macht zu demonstrieren.

Ich schaue nach unten. Atme. Und plötzlich steht mir klar vor Augen wie nie zuvor: Dann kannst du doch auch endlich leben!

»Können wir so machen«, sage ich.

»Sehr gut!«

Der Alte freut sich. Handschlag. Ich erinnere mich plötzlich an den Weg hierher, in dieses Büro, sehe mich schreiten, bleischwer, auf dem Weg zu meiner Kündigung, als würde ich es gerade noch verstehen, abspeichern, wie etwas zum letzten Mal abläuft. Eine Kündigung ist einerseits hochgradig einschneidend, denke ich, und gleichzeitig so unglaublich albern.

»Ja, dann ... alles Gute ...«

»Genau ... alles Gute ...«

Ich fühle mich wie ein Schauspieler, mehr noch wie eine Schauspielerfigur, wie ein Gegenstand, der sich nunmehr aufbröselt. Und vom Wind zerfressen wird.

Und alles löst sich auf.

2

Was da draußen dann den Boden erzittern lässt wie ein Koloss, was sich da vor meinem geistigen Auge aufbaut, mit gusseiserner Schwere, sind die Zinken HARTZ 4. Also zwingen mich, auf den Asphalt zu starren.

Dann kannst du doch auch endlich leben!

Ein Impuls zu gehen drängt mich vorwärts. Schnell zu gehen.

Auf dem Weg zum Parkplatz beginnt es schon, mit dem Laufen, auf dem Weg zum Auto: Plötzlich beginne ich schneller zu gehen. Ich kann nicht einfach nach Hause fahren, denke ich, sondern ich muss erst einmal rennen. Also beginne ich mit diesem unseligen Spaziergehen, mit diesem Füßewerfen, denn es ist ein Laufen, wird schnell und schneller. Zu Beginn.

Es beginnt mit diesem affigen Spaziergehen, denke ich, und spüre doch gleichzeitig, wie es mir guttut. Jeder einzelne Schritt lockert den Brustkorb, ich schaue nach unten und gehe. Und Gehen blockiert Grübeln. Tatsächlich. Gehen klärt Denken. Klärschlamm. Aber nur das schnelle Gehen, merke ich, nicht das Schlendern.

Bummeln ist Zufriedenheit, Satttheit, aber vor mir formiert sich HARTZ 4, es muss also schneller sein. Und ich gehe. Und ich starre auf die Menschen vor mir. Oder auf die Autos. Nur weg von den großen Buchstaben in

meinem Hirn, die mit dem »H« am Anfang, und den Folgen, also zwingt mich, dankbar zu sein. Ich zwingt mich, nicht darüber zu spotten, über diese Gedankenzensur, weil ich irgendwie den Koloss besiegen muss. Ich gehe.

Pilgern, denke ich, jawohl, denke ich, das werde ich machen.

Aber anders, sage ich mir, ganz anders.

Mein Pilgern ist doch auch und vor allem eine Form des Weglaufens, weil ich nicht weiß, was ich tun soll oder möchte, bevor diese *Sozialhilfe* mich auffrisst. Pilgern, denke ich, und mein Ziel besteht nicht darin, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, sondern ich will wieder Hoffnung finden. Und Ruhe, in meinem Herzen.

Aber ich mag nicht über die Felder latschen. Ich kenne doch das Land, weil ich da wohnen muss, ich will nicht über die Felder rennen. Ich bin ein Städter, aus Leib und Seele. Verstädtert. Ich latsche doch nicht durch die Felder, wenn in der Metropole meine Heimat liegt. Und meine Seele. Und das Sehen und Streben der meisten Menschen. Also gehe ich auch nicht auf ein Ziel hin, weil mein Ziel kein Ort ist. Und auf gar keinen Fall will ich nach Berlin laufen, weil es über Berlin nichts mehr, aber auch gar nichts mehr zu schreiben gibt. Ab heute, denke ich, wird kein Satz mehr über Berlin geschrieben werden.

Mein Ziel ist eine Lösung.

Also laufe ich erst einmal immer nur die gleiche Strecke.

3

Gehen. Du kannst nichts und willst trotzdem einen Platz in der Gesellschaft haben, denke ich. Einfach nur deswegen, weil du atmest und lebst und umhergehst. Aber du kannst nichts. In dieser Wüste, in dieser Steinwüste aus Einsamkeit und Hektik und aus Gleichgültigkeit und Anonymität, und dabei wird mir plötzlich klar, augenblicklich, dass ich mich bremsen muss, vor allem in meiner Sprache. Ich muss das ausprobieren, zu schweigen, sonst monologisiere ich mich nur zugrunde. Und komme doch keinen Schritt voran. Während ich gleichzeitig bis zur Besinnungslosigkeit renne, immer nur schneller renne und renne. Ich kenne das, also muss ich ruhiger werden.

Schweigen.

Als erste Aufgabe, um den Dämon Hartz 4 zu bändigen. Was vielleicht eine bescheuerte Aufgabe ist, aber in mir drin wird es tatsächlich ruhiger. *Schweigen.* Weil ich mit meinem Quatschen nur wieder mein Handeln vorbereiten möchte, aber es gibt momentan kein Handeln, keinen Plan, nicht mal eine Vorstellung von einer Vision. Und deshalb muss ich schweigen lernen. Um das alles loszulassen: meine Angst, meine Kommentare, mein Kritisieren, meine Welt. Loslassen. *Schweigen.*

Um aus meinen Worten herauszugehen.

Um damit aus meiner Angst herauszuwandern.

Und erst einmal nur schauen.

Es wird sich schon etwas finden, denke ich, aber dieses Etwas musst du schauen.

Warum hast du nicht viel mehr riskiert? Es ist doch ohnehin alles vorbei. Warum hast du mit zwanzig nicht viel mehr über das Leben gelacht? Aus dem Scheitern heraus wirkt alles so lächerlich. Warum bist du überhaupt jemals unsicher gewesen? Warum nicht viel mehr Ruhe, viel mehr Offenheit in der Sekunde, und die Bereitschaft, einen Tag verstreichen zu lassen? Warum immer alles sofort erreichen, denke ich, und warum überhaupt etwas erreichen?

4

Gehen. Schneller. Ich sehe ein Haus, das zwar aus Stein erbaut (und das vermutlich schon vor vielen Jahrzehnten), vor kurzem aber täuschend echt bemalt wurde. Jetzt wirkt es so, als sei es eine zusammengehämmerte Bretterbude. Das ist mir noch nie vorher aufgefallen. Aufgepinselfte braune Holzbalken erzeugen eine perfekte optische Täuschung. Sie scheinen kreuz und quer vernagelt, auf schwarzem Stein. Eine Terrasse im ersten Stock ist folgerichtig ein Baugerüst, schön von Efeu umrankt. Du hast noch nie richtig hingesehen, denke ich, und jetzt lauf nicht gleich wieder weg. Das ist die Wirklichkeit. Ein Mann steigt in sein Auto, vor dem Efeuhaus, und er streift nach dem Einsteigen zuerst lederne Autofahrerhandschuhe über. Noch bevor er den Motor startet, in einem stolzen Gestus, als müsse er damit seinen Weltekel bannen. Nur anschauen, denn wenn ich leben will, dann muss ich erst einmal still sein. Denn ich bin fünfzig, frisch gekündigt, frisch geschieden, arbeitslos, ohne Zukunftsperspektive – also kann ich mich entweder jetzt verkriechen, abtauchen, versumpfen, umbringen ...

Oder.

Lächeln, denke ich.

Ich habe keine andere Wahl. Dieses Liebespaar auf der Straße anschauen, diese Frau mit ihren großen braunen

Augen, die scheinbar ohne Lidschlag offen stehen, wund beinahe, dabei aber in der Iris eigentümlich verschwommen wirken, so als wolle sie verhindern, dass man wirklich in sie hineinschaut; eine zierliche, unscheinbare Person, die aber plötzlich unglaublich zu niesen beginnt; und es zerreißt sie beinahe, ihren zierlichen Körper, und sie prustet in einer Lautstärke, dass sich die Leute auf der Straße ängstlich umdrehen. Ihr Mann dagegen hat eine Vorliebe für pathetische Gesten, legt seiner Frau unentwegt die rechte Hand auf die Schulter, und wenn er lacht, dann durchziehen abgeblttertete, goldene Fllungen die Unterseite seiner Zähne.

Lächeln, denke ich.

Nicht grinsen, nicht glotzen. *Wärme.*

Und Menschen suchen, die über den Dingen stehen. Einfach nur erst einmal lächeln. Wie über den Graffitikrieg an einer Fabrikwand. Letzte Woche hat da noch gestanden: JESUS IST SIEGER, das habe ich gelesen, auf dem Weg zur Arbeit. Einen Tag später hat es jemand übermalt, stattdessen: JUDAS IST SIEGER hingesprayt. Dann machte jemand daraus wieder JESUS. Die Gegner wieder: JUDAS. Dann war aller Platz verbraucht, die Wand verwittert. Und es blieb nur ein Wort stehen: SIEGER.

Du hast schon als kleiner Junge nur einen einzigen Weg geliebt, denke ich: Geradeaus. *Vorwärts.* Von der Haustüre aus, nur noch geradeaus, unabhängig von Straßen und Vorgaben. Immer nur vorwärts. Man kann dabei natürlich um ein Haus herumgehen, das auf dem Weg liegt, aber dahinter wieder auf den ursprünglichen Weg zurück. Durch Bäche und Flüsse, immer geradeaus. Bis ins Morgenland. Nur die Himmelsrichtung wird ausgelost.

5

Ich wohne auf dem Land, also dort, wo die Welt noch in Ordnung ist, wie es heißt, also nicht wirklich dort, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen, sondern eine Stunde hinter den Speckgürteln. Wo es zwar noch Bauern gibt, aber auch schon WLAN, Gülleduft, und auch schon Caffè Latte. Und Fitnessstudios. Und Graffitikurse im Jugendzentrum.

Ich wohne also auf dem Land, und während ich mein Verzweiflungsgehen plane und einige Sachen aus dem Auto hole und während ich vor allem noch diese Kündigung in den Knochen habe und meine Zukunft vor mir sehe, *ganz, ganz schwarz*, da spricht mich dieser Nachbar an und sagt, es sei noch Platz zum Bürgersteig.

»Bitte?« Ich verstehe nicht ganz, was er meint. Mir wurde vor einer Stunde gekündigt.

Er antwortet, mein Auto wäre nicht nah genug an den Bordstein geparkt. Er ist ein großgewachsener, schlanker Mann mit einer monströsen Brille auf der Nase. Die beiden Gläser scheinen das halbe Gesicht einzunehmen.

»Was ist daran so schlimm?« Ich wusste nicht mal, dass es in diesem Friedhofsviertel eine Schablone für ordnungsgemäße Parkmathematik gibt. Ich stehe dabei immer noch ein wenig neben mir, wegen der Kündigung.

»Nichts ... Aber wenn ein Bus kommt oder so ...«

In dieser Straße fährt kein Bus. Ich wohne auf dem Land. Hier ist noch nie ein Bus gefahren. Und selbst wenn einer einbiegen sollte, es ist mehr als genügend Platz.

Tatsache ist aber, es stört ihn. Es sieht nicht *richtig* aus. Der Nachbar trägt einen grünen Trainingsanzug mit altmodischem weitem Hosenbein, und er schüttelt pausenlos die Füße aus. Beinahe wie ein Sportler, der sich warm macht. Aber er läuft nicht. Und er ist unangenehm konsterniert, dass ich mich aufgrund seines Anliegens nicht sofort an das Umlenken begeben (und er spürt wohl eine leichte Feindseligkeit).

Durch diese Straße fährt aber kein Bus.

Hier ist noch nie ein Bus gefahren.

Es geht ihm einzig darum, dass meine Reifen nicht bündig an den Asphalt anschließen, denke ich, das bewegt ihn.

Und mich auch.

»Nein ...«

Er starrt scheinbar ins Leere. Ein Blick, als ob er seinen Geist ans zunehmend dunkle Firmament andockt, sich dort auflädt und heimlich einen Schwur ableistet. Und ansonsten mal eben seine Seele verkauft, um diesen Schwur erfüllen zu können.

Ich parke aber trotzdem nicht um.